

DAN WELLS

Ich will dich
nicht töten

Thriller

Aus dem Amerikanischen
von Jürgen Langowski

Piper München Zürich

Entdecke die Welt der Piper Fantasy:



Von Dan Wells liegen bei Piper vor:

Ich bin kein Serienkiller

Mr. Monster

Ich will dich nicht töten



Deutsche Erstausgabe

Oktober 2010

© 2010 Daniel Wells

Titel der englischen Originalausgabe:

»Full of Holes«, Headline, London 2010

© der deutschsprachigen Ausgabe:

2010 Piper Verlag GmbH, München

Umschlagkonzeption: semper smile, München

Umschlaggestaltung: Guter Punkt, München | www.guter-punkt.de

Umschlagabbildung: Guter Punkt, München

Satz: C. Schaber Datentechnik, Wels

Papier: Munken Print von Arctic Paper Munkedals AB, Schweden

Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany ISBN 978-3-492-26781-6

ENS

Das Telefon klingelte viermal, ehe jemand abhob. »Hallo?« Eine Frau. Perfekt.

»Hallo.« Ich sprach besonders deutlich, denn ich hielt einen Pullover vor den Hörer, um meine Stimme zu verzerren, und die Frau sollte mich trotzdem gut verstehen. »Ist da Mrs Jane Andelin?«

»Entschuldigen Sie, wer sind Sie?«

Ich lächelte. Sie kam sofort zur Sache. Manche plapperen so aufgeregt drauflos, dass ich Mühe hatte, auch nur ein Wort einzuwerfen. Viele Mütter verhielten sich so, wie ich inzwischen wusste. Sie waren den ganzen Tag allein zu Hause und sehnten sich nach jemandem zum Reden. Sie sehnten sich nach der Gesellschaft eines Menschen, der älter als drei Jahre war. Die letzte Frau, die ich angerufen hatte, hatte sich eingebildet, ich würde zur Elternpflugschaft gehören, und hatte fast eine Minute lang geredet, bis ich etwas Schockierendes dazwischengerufen hatte, um sie zu bremsen. Diese hier spielte wunderbar mit.

Natürlich würde ich gleich auch etwas recht Unerwartetes sagen.

»Ich habe gestern Ihren Sohn gesehen.« Ich hielt kurz inne. »Ein glückliches Kind.«

Schweigen.

Was würde sie darauf antworten?

»Was wollen Sie?« Sie ließ sich nicht ablenken. Vielleicht reagierte sie ein wenig zu nüchtern. Ob sie Angst hatte? Oder nahm sie es auf die leichte Schulter? Ich musste noch mehr Druck ausüben.

»Es freut Sie sicher, dass der kleine Jordan nach der Kindergruppe gleich nach Hause marschiert ist – am Drugstore vorbei, die Straße entlang bis zu dem alten roten Gebäude, dann um die Ecke, am Wohnblock vorbei und geradewegs zu Ihrem Haus. Er hat sich an jeder Kreuzung in beide Richtungen umgesehen und mit keinem Fremden gesprochen.«

»Wer sind Sie?« Ihr Atem ging schneller. Sie bekam es mit der Angst zu tun und war zugleich zornig. Am Telefon konnte ich nicht besonders gut heraushören, was in anderen Menschen vorging, doch Mrs Andelin war so freundlich gewesen, das Gespräch im Wohnzimmer entgegenzunehmen, und so beobachtete ich sie durch das Fenster. Sie blickte umher, starrte mit weit aufgerissenen Augen in die Dunkelheit hinaus und zog rasch die Vorhänge vor. Lächelnd nahm ich wahr, wie sie durch die Nase atmete, ein und aus, ein und aus. »Wer sind Sie?«, fragte sie noch einmal.

Die Angst war echt, sie verstellte sich nicht. Sie machte sich ernstlich Sorgen um ihren Sohn. Hieß das nun, dass sie unschuldig war? Oder log sie nur geschickt?

Julie Andelin hatte fast fünfzehn Jahre lang, also praktisch seit dem Schulabschluss, bei der Bank gearbei-

tet und letzte Woche gekündigt. So etwas war für sich genommen keineswegs verdächtig und hatte meistens nichts weiter zu bedeuten, als dass jemand den Arbeitsplatz wechseln wollte. Allerdings konnte ich es mir nicht erlauben, auch nur den kleinsten Hinweis zu übersehen. Ich wusste nicht genau, wozu Dämonen fähig waren, aber ich hatte bereits einen Dämon beobachtet, der einen Menschen getötet und dessen Platz eingenommen hatte, und es war nicht auszuschließen, dass dieser hier ebenfalls dazu fähig war. Vielleicht war die Arbeit hinter dem Bankschalter für Julie Andelin auf einmal langweilig geworden, aber vielleicht war sie auch tot und verscharrt, und etwas anderes, das mit dem bisherigen Alltagsleben nicht so gut zurechtkam, hatte ihren Platz eingenommen. Die plötzliche Veränderung des Lebensstils war aus einem gewissen Blickwinkel das Verdächtigste schlechthin.

»Was haben Sie mit meinem Sohn zu schaffen?«

Sie klang so aufrichtig wie jede andere Mutter, mit der ich in den letzten zwei Monaten gesprochen hatte. Dreiundsechzig Tage, und ich hatte immer noch nichts erreicht. Ich wusste, dass eine Dämonin im Anmarsch war, weil ich sie selbst angelockt hatte. Ich hatte sie mit einem Handy buchstäblich herbestellt. Ihr Name war Niemand. Ich hatte ihr erzählt, dass ich ihre Freunde getötet hatte, nachdem diese meine Heimatstadt terrorisiert hatten, und jetzt würde ich sie aktiv bekämpfen. Mein Plan sah vor, sie der Reihe nach alle zu erledigen, bis wir wieder Frieden hatten. Niemand sollte mehr in Angst leben müssen.

»Lassen Sie uns in Ruhe!«, kreischte die Frau.

Ich senkte die Stimme ein wenig. »Ich habe einen Schlüssel zu Ihrem Haus.« Das entsprach nicht der Wahrheit, klang am Telefon aber großartig. »Sehr hübsch, was Sie aus Jordans Zimmer gemacht haben.«

Sie legte auf, und ich schaltete das Handy ab. Keine Ahnung, wem es einmal gehört hatte. Es ist erstaunlich, was die Leute alles im Kino liegen lassen. Dieses hatte ich bisher für fünf Anrufe benutzt, also war es wohl an der Zeit, es wegzuerwerfen. Ich entfernte mich, überquerte den Parkplatz eines Wohnblocks und öffnete unterwegs das Gehäuse, um den Akku und die SIM-Karte zu entsorgen. Jedes Einzelteil warf ich in eine andere Mülltonne, dann streifte ich die Handschuhe ab und verzog mich durch eine Lücke im rückwärtigen Zaun. Mein Fahrrad stand einen halben Block entfernt hinter einem Müllcontainer. Im Gehen überflog ich die Liste, die ich mir eingeprägt hatte, und strich Julie Andelin. Sie war eindeutig eine echte Mutter und keine dämonische Hochstaplerin. Es war ohnehin nur ein Schuss ins Blaue gewesen. Ich hatte ihren Sohn kaum mehr als fünf Minuten lang beobachtet, aber mehr braucht man auch nicht, wenn man weiß, wie man es anfangen muss. Sagen Sie einer Mutter etwas Unheimliches wie *Ihre Tochter sieht in dem blauen Kleid wirklich reizend aus*, und sofort springen die Mutterinstinkte an. Sie befürchtet ganz von selbst das Allerschlimmste, man muss ihr nicht einmal drohen. Es spielt auch keine Rolle, dass die Tochter nie im Leben ein blaues Kleid getragen hat. Sobald diese starke, urtümliche Angst aufkommt, ist sie Antwort genug, und Sie können sich die nächste Frau mit einem Geheimnis vorknöpfen.

Inzwischen dämmerte mir, dass anscheinend jeder etwas zu verbergen hatte. Im Lauf von dreiundsechzig Tagen war ich dem Geheimnis, das ich aufspüren wollte, keinen Schritt näher gekommen.

Ich holte das Fahrrad aus dem Versteck, stopfte mir die Handschuhe in die Tasche und fuhr auf die Straße hinaus. Es war schon spät, doch im August war die Abendluft noch warm. Bald würde die Schule wieder beginnen, und ich wurde allmählich nervös. Wo war Niemand? Warum hatte sie noch nichts unternommen? Es ist leicht, einen Killer ausfindig zu machen. Abgesehen von den physischen Spuren, die er hinterlässt – Fingerabdrücken, Fußabdrücken und DNA –, gibt es eine Unzahl von psychologischen Hinweisen. Warum hat er gerade diesen und keinen anderen Menschen getötet? Warum an diesem und nicht an jenem Ort? Warum jetzt und nicht früher oder später? Welche Waffe hat er benutzt, falls überhaupt, und wie hat er sie geführt? Fügen Sie alles zusammen, und Sie erhalten ein psychologisches Profil, das Ihnen wie ein impressionistisches Gemälde den Mörder zeigt. Wenn Niemand doch endlich jemanden getötet hätte, damit ich ihr das Handwerk legen konnte!

Einen Killer aufzuspüren ist einfach. Einen Täter ausfindig zu machen, bevor er tötet, ist so gut wie unmöglich. Am schlimmsten war die Tatsache, dass ich selbst viel stärker auffiel, als es die Dämonen taten. Zwei von ihnen hatte ich bereits getötet – Bill Crowley und Clark Forman, zwei Monster in Menschengestalt. Wenn Niemand wusste, wo sie suchen musste, und sich genügend Zeit ließ, würde sie mich viel leichter entdecken als ich sie. Mit jedem Tag wuchs die Anspannung, ich war

beinahe schon verzweifelt. Sie konnte hinter jeder Ecke lauern.

Ich musste sie finden, bevor sie mich fand.

So radelte ich nach Hause und hakte in Gedanken die Häuser ab, die ich bereits überprüft hatte. Die dort hatte einen Geliebten. Jene war Alkoholikerin. Diese da hatte hohe Spielschulden, sie hat im Internet gepokert. Soweit ich wusste, hatte sie ihrer Familie noch nicht erzählt, dass die Ersparnisse verloren waren. Seit einer Weile beobachtete ich Menschen, durchwühlte ihren Müll, erfasste, wer spät ausging, wer sich mit wem traf und wer etwas zu verbergen hatte. Schockiert stellte ich fest, dass fast jeder irgendein Geheimnis mit sich herumtrug. Es war, als gehe die ganze Stadt in Korruption unter und zersetze sich selbst, bevor die Dämonen überhaupt Gelegenheit bekamen, ein Opfer zu finden. Verdienten es Menschen wie diese eigentlich, gerettet zu werden? Wollten sie überhaupt gerettet werden? Wenn sie wirklich so selbstzerstörerisch waren, dann hatten ihnen die Dämonen viel mehr zu bieten als ich, denn die Dämonen beschleunigten nur den endgültigen Untergang, den die Menschen sowieso ansteuerten. Eine ganze Stadt, die ganze Welt hatten sich das Handgelenk aufgeschlitzt und verbluteten, und das Universum kümmerte sich nicht darum.

Nein. Ich schüttelte den Kopf. So etwas durfte ich nicht denken. Ich musste weitermachen.

Ich musste die Dämonin finden und aufhalten.

Das war in der Praxis viel schwieriger als vermutet. Sherlock Holmes pflegte die Quintessenz seiner Ermittlungen elegant zusammenzufassen: *Wenn Sie das Unmög-*

liche ausschließen, muss das, was übrig bleibt, so unwahrscheinlich es auch anmutet, die Wahrheit sein. Wirklich ein guter Rat, Sherlock, aber du musstest nie einen Dämon aufspüren. Ich hatte zwei gesehen und mit einem dritten gesprochen, und alles, was sie getan hatten, war im Grunde unmöglich. Sie hatten sich die eigenen Organe aus dem Leib gerissen, waren nach einem Dutzend Schusswunden einfach aufgestanden, hatten sich fremde Körperteile einverleibt und die Gefühle anderer Menschen gespürt. Sie hatten Identitäten, Gesichter und das Leben von Menschen gestohlen. Soweit ich es beurteilen konnte, vermochten sie so gut wie alles zu tun. Wie sollte ich sie da entdecken? Wenn Niemand doch endlich jemanden getötet hätte, dann wäre ich auf eine greifbare Spur gekommen!

Als ich fast zu Hause war, blieb ich vor einem hohen beigefarbenen Haus stehen. Dort wohnte Brooke. Wir hatten zwei Dates gehabt, die beide durch Todesfälle gestört worden waren, und ich – ja, was denn eigentlich? Hatte ich sie wirklich gemocht? Keine Ahnung, ob so etwas möglich war, denn ich war ein Soziopath. Sollte heißen, ich litt an einer psychischen Störung, die unter anderem jegliche Empathie ausschaltete. Ich konnte keine echte Beziehung zu Brooke aufbauen. Ob ich mich über ihre Gesellschaft freute? Ja. Ob ich nachts von ihr träumte? Abermals ja. Doch meine Träume waren morbide, und meine Gesellschaft tat ihr alles andere als gut. Also war es ganz in Ordnung, dass sie mir seit einer Weile aus dem Weg ging. Es war keine Trennung gewesen, weil wir eigentlich nie zusammen gewesen waren, aber immerhin das platonische Gegenstück einer Tren-

nung, auch wenn es dafür kein passendes Wort gab. Ein Satz wie *Du machst mir Angst, und ich will dich nicht wiedersehen* war jedenfalls kaum misszuverstehen.

Irgendwie konnte ich es sogar nachvollziehen. Schließlich war ich mit einem Messer auf sie losgegangen. So etwas überwindet man nicht so leicht, selbst wenn es dafür einen guten Grund gibt. Retten Sie einem Mädchen das Leben, indem sie es bedrohen, dann nimmt es sich gerade genug Zeit, um sich zu bedanken, ehe es Lebewohl sagt.

Trotzdem fuhr ich langsamer oder hielt manchmal sogar an, wenn ich an ihrem Haus vorbeikam, und fragte mich, was sie wohl gerade tat. Nun gut, sie hatte mich verlassen. Kein Problem. Das hatten alle anderen auch schon getan. Niemand war die Einzige, die mir noch wichtig war, und die wollte ich töten.

War ich nicht ein toller Typ?

Ich stieß mich vom Bordstein ab und fuhr zwei Türen weiter zum Bestattungsunternehmen am Ende der Straße. Es war ein weitläufiges Haus mit einer eigenen Kapelle, Büros und einem Einbalsamierungsraum im Anbau. Im ersten Stock darüber wohnte ich mit meiner Mom in einer kleinen Wohnung. Die Leichenhalle war unser Familienunternehmen, allerdings behielten wir es für uns, dass ich oft beim Einbalsamieren half. Das wäre nicht gut fürs Geschäft gewesen. Würden Sie einem Sechzehnjährigen gestatten, Ihre Oma einzubalsamieren? Das will niemand.

Auf dem Parkplatz lehnte ich das Fahrrad an die Hauswand, schloss die Seitentür auf und betrat das kleine Treppenhaus, von dem zwei Türen abgingen. Die untere

führte zur Leichenhalle, die obere zu unserer Wohnung. Die Birne im Flur war durchgebrannt, deshalb stieg ich im Dunkeln die Treppe hoch. Der Fernseher lief, also war Mom noch auf. Müde rieb ich mir die Augen. Ich hatte nicht die geringste Lust, mit ihr zu reden, und blieb für einen Moment schweigend im Flur stehen, um mich zu sammeln.

Da schnappte ich auf, was der Nachrichtensprecher gerade sagte: »... wurde tot aufgefunden ...«

Lächelnd riss ich die Tür auf. Ein neuer Todesfall – Niemand hatte endlich zugeschlagen. Nach dreiundsechzig Tagen ging es schließlich los.

Tag eins.

ZWEI

Die Dämonin hatte einen Pfarrer ermordet.

Es kam in den Nachrichten – auf der Wiese vor der presbyterianischen Kirche Thron Gottes war der Geistliche tot aufgefunden worden. Ich schloss die Tür, setzte mich neben Mom aufs Sofa und starrte schweigend auf den Bildschirm. Es war fast zu schön, um wahr zu sein. Ein Reporter interviewte Sheriff Meier und beschrieb den Tatort. Der Pastor lag ausgestreckt auf dem Bauch, aus dem Rücken ragten zwei lange Stöcke – ein Mopp mit abgebrochenem Wischer und ein Fahnenmast ohne Fahne. Jemand hatte sie ihm auf beiden Seiten gleich neben den Schulterblättern in die hinteren Rippen gerammt. Viel zu überrascht, um meine Aufregung zu überspielen, beugte ich mich vor, um besser sehen zu können.

»Ist es denn zu fassen?«, fragte Mom. »Ich dachte, wir hätten das alles hinter uns.«

»Ich kenne den Killer«, murmelte ich. Langsam erwachten die Erinnerungen. Es war unverkennbar.

»Was?«

»Das ist ein echter Killer.«

»Natürlich ist es ein echter Killer, John. Der Pfarrer ist tot.«

»Nein, ich meine, das war niemand aus dem Ort. Vor ein paar Jahren habe ich über genau solch ein Verbrechen etwas gelesen. Hat er auch die Hände abgeschnitten?«

Der Fernsehreporter machte ein ernstes Gesicht. »Abgesehen von den Pfählen im Rücken hat der Mörder dem Pastor auch die Hände und die Zunge abgeschnitten.«

»Ha!«, machte ich halb lachend.

»John!«, ermahnte Mom mich streng. »Was ist das denn für eine Reaktion?«

»Das ist der Handlanger! Er macht das immer bei den Opfern – er schneidet ihnen die Hände und die Zunge ab und lässt sie mit Stöcken im Rücken vor dem Haus liegen.« Ich starrte die verwackelten Bilder vom Tatort an und schüttelte verwundert den Kopf. »Ich hatte bloß keine Ahnung, dass ein Dämon dahintersteckt.«

»Das muss ja auch nicht zutreffen.« Mom stand auf und trug den Abendbrotteller in die Küche. Sie hatte den ersten Dämon gesehen und wusste vom zweiten, redete aber nach wie vor nicht gern darüber.

»Natürlich ist es ein Dämon«, erwiderte ich. »Crowley war einer, Forman war auch einer und hat Crowley gesucht. Jetzt kommt ein weiterer Dämon, weil Forman ausgeschaltet ist.«

Mom schwieg.

»Wie willst du das wissen?«, entgegnete sie schließlich. Ich hatte ihr nicht erzählt, dass ich Niemand angerufen hatte; sie wäre mir doch nur in die Quere gekommen und hätte mich beschützen wollen.

»Hast du eine Ahnung, wie unwahrscheinlich es ist, dass unabhängig voneinander drei verschiedene Serienkiller in einer so kleinen Stadt auftauchen?«, fragte ich zurück, während ich ihr ins Wohnzimmer folgte. »Und warum lässt sich der Handlanger, nachdem er sich so lange in Georgia herumgetrieben hat, ausgerechnet zwei Monate nach dem Verschwinden des letzten Dämons auf einmal im Clayton County in North Dakota blicken?«

»Weil diese Stadt verflucht ist«, stieß Mom hervor und kehrte mir den Rücken zu.

»Ich dachte, du glaubst nicht an übernatürliches Zeug«, hielt ich ihr vor.

»Ich meine nicht wirklich verflucht.« Sie wandte sich wieder zu mir um. »Ich meine ... ach, ich weiß auch nicht. Es sind Dämonen, John! Oder etwas genauso Schlimmes. Ich ... ich weiß nicht, ob wir überhaupt hierbleiben sollen.«

»Wir dürfen nicht wegziehen!«, widersprach ich heftig. Vielleicht ein wenig zu heftig. Mom starrte mich kurz an und zeigte dann wütend mit dem Finger auf mich.

»O nein«, sagte sie. »Nein, nein, nein. Du wirst den da nicht jagen, wie du es bei Bill Crowley getan hast. Du wirst nicht den Superhelden spielen und wie ein Idiot dein Leben aufs Spiel setzen.«

»Ich bin kein Idiot, Mom.«

»Für ein Genie stellst du aber erschreckende Dummheiten an«, erklärte sie. »Crowley wollte dich töten, Forman hätte damit fast Erfolg gehabt, und außerdem hätte er beinahe Brooke und Curt erwischt. Das ist kein Spiel.«

»Mir war gar nicht klar, dass dir Curts Wohlergehen so am Herzen liegt«, antwortete ich.

»Ich will nicht, dass er stirbt!«, rief sie. »Ich will nur, dass er aus unserem Leben verschwindet. Er ist ein arrogantes Arschloch, aber das heißt nicht, dass du ihn einfach umbringen kannst.«

»Dann ist es ja gut, dass ich es nicht getan habe.« Allmählich wurde ich wütend.

»Nein, aber wegen deiner Besessenheit von ... was auch immer es ist ... hätte ihn beinahe ein anderer umgebracht. Wie viele Menschen müssen noch sterben, ehe du dich zurückhältst?«

»Wie viele müssen sterben, wenn ich mich zurückhalte?«

»Dafür ist die Polizei da.«

»Der Handlanger bringt seit fünf Jahren Menschen um, und wir wissen jetzt, dass er ein Dämon ist. Also können wir davon ausgehen, dass er seit Jahrhunderten sein Unwesen treibt. Wenn die Polizei so toll ist, warum hat sie ihn dann nicht längst eingebuchtet?«

»Du wirst ihn nicht jagen!«, befahl meine Mutter streng.

»Die Polizei hat keine Ahnung, wie man Dämonen bekämpft.« Es fiel mir schwer, wenigstens äußerlich ruhig zu bleiben. »Die Beamten wissen überhaupt nicht, womit sie es zu tun haben. Ich schon. Ich habe bereits zwei von ihnen ausgeschaltet, und wenn ich diesen auch kriege, dann kann ich ... ich weiß nicht ... Hunderte von Menschenleben retten. Vielleicht Tausende. Glaubst du wirklich, er tötet nur zwei Menschen und verschwindet auf Nimmerwiedersehen? Sie sind nicht so wie gewöhnliche Menschen, Mom. Es wird töten und immer wieder töten, bis es keine Opfer mehr findet.«

»Hallo!« Mom blickte mir streng in die Augen.

»Was ist?«

»Du hast ihn *es* genannt«, ermahnte sie mich mit ihrer ganzen Autorität. »Du weißt doch, dass du nicht *es* sagen sollst. Sag *er*, wenn du über ihn sprichst!«

Ich schloss die Augen und atmete tief durch. Ein Wesensmerkmal eines Soziopathen und besonders eines Serienkillers ist die Tatsache, dass er andere Menschen nicht als Lebewesen, sondern als Objekte betrachtet. Wenn ich nicht aufpasse oder aufgeregt bin, sehe ich einen Menschen manchmal als ein *Es*. Das verstößt jedoch gegen meine Regeln.

Allerdings gelten die Regeln nur für Menschen.

»Das ist ein Dämon und keine Person, es ist nicht menschlich«, widersprach ich. »Ich kann es nicht entmenslichen, weil es von vornherein kein Mensch ist.«

»Er ist ein denkendes Lebewesen, ob Mensch oder Dämon oder sonst etwas«, erklärte Mom. »Du weißt nicht, wer er ist, aber du weißt, wer du bist, und du wirst deine Regeln befolgen.«

Meine Regeln. Sie hatte recht. »Tut mir leid«, antwortete ich etwas ruhiger. »Er oder sie«, berichtigte ich sie. »Es könnte auch eine Frau sein.«

»Wie kommst du denn darauf?«

Weil die Stimme am Telefon einer Frau gehörte, dachte ich. »Schon gut. Ich will damit nur sagen, dass wir es einfach nicht genau wissen.« Ich tat empört. »Du willst doch hoffentlich nicht behaupten, dass Psychopathen immer Männer sind oder dass alle Männer Psychopathen sind?«

»Ich bin nicht zum Scherzen aufgelegt.« Sie schaltete den Fernseher aus. »Keine Nachrichten und keine Killer mehr. Wir reden morgen früh darüber.«

Mürrisch machte ich mir in der Küche eine Schale Müsli, während Mom zu Bett ging. Ich selbst legte mich selten vor zwei Uhr morgens schlafen, also blieb mir noch genügend Zeit, die Lage zu analysieren.

Über den Handlanger hatte ich schon einmal etwas gelesen. Er war ein ungewöhnlicher Killer aus Macon, Georgia. Dort hatte man jedenfalls das erste und das dritte bekannte Opfer gefunden. Anscheinend reiste er ungefähr alle neun Monate in Georgia umher und brachte jemanden um, und alle Verbrechen passten zu der Tat bei uns: Die Opfer wurden im Innern von Gebäuden getötet, gewöhnlich in ihrem Geschäft oder in ihrer Wohnung, wenn sie allein waren, und dann schnitt der Täter ihnen die Hände und die Zunge ab. Anschließend schleppte er das Opfer nach draußen, jagte ihm Pfähle durch den Rücken und verschwand. Die Fahnder hatten noch keinerlei Hinweise gefunden, wer der Killer war, stellten aber Vermutungen an, indem sie die Verbrechen als solche betrachteten. Zunächst einmal gab es gute Gründe für die Vermutung, es müsse ein Mann sein: Um den Opfern die Hände abzuhacken, die Toten nach draußen zu schleppen und ihnen Pfähle in den Rücken zu treiben, war eine gewisse Körperkraft erforderlich. Außerdem waren sowieso alle Serienkiller Männer. Das waren keine besonders tragfähigen Hinweise, aber das Erstellen eines psychologischen Täterprofils war eher eine Kunst als eine Wissenschaft. Die Ermittler nutzten die vorliegenden Informationen und stießen auf Antworten, die unter den gegebenen Umständen einleuchtend schienen.

Außerdem wussten sie, dass der Täter sehr auf Sauberkeit achtete. Die Tatorte, an denen die Morde tatsäch-

lich stattgefunden hatten, waren immer voller Plastik, darunter Planen, Müllsäcke und sogar Einweg-Regenmäntel. Dieser Killer wollte sich nicht mit Blut besudeln, und die fehlenden Spuren bewiesen, wie gut es ihm gelang, sauber zu bleiben. Diese Neigung zur Reinlichkeit und die Tatsache, dass er Mopps und Besen benutzte, um die Opfer von hinten zu durchbohren, hatten ihm in den Medien den Spitznamen Handlanger eingetragen. Nun ja, dies und die Tatsache, dass er den Opfern die Hände abschnitt.

Ich nahm einen Löffel Müsli. Die Polizei und das FBI fahndeten schon seit Jahren nach dem Handlanger und machten ihre Sache wohl recht gut, doch ich wusste, dass sie ihn nicht fassen konnten, weil sie von falschen Voraussetzungen ausgingen: vor allem davon, dass sie nach einem Menschen suchten. Gleichgültig, was Mom behauptete, er war mit großer Sicherheit ein Dämon und fast ebenso sicher eine Frau, denn schließlich hatte ich mit ihr telefoniert und die Stimme gehört. Das erklärte vieles, was nicht zusammenzupassen schien.

Zuerst einmal die Körperkraft – bisher hatten alle Dämonen verschiedene übernatürliche Kräfte besessen, und so passte es gut ins Bild, dass auch der Handlanger unabhängig vom Geschlecht überdurchschnittlich stark war. Es waren bemerkenswert wenige weibliche Serienkiller bekannt geworden, doch es gab sie durchaus, und daraus schloss ich, dass auch weibliche Dämonen existierten. Warum eigentlich nicht? Sofern sie überhaupt ein Geschlecht besaßen, gab es vermutlich sowohl männliche als auch weibliche Dämonen.

Worauf wiesen die Sauberkeit und das immer gleiche Vorgehen hin? War die Dämonin neurotisch? Oder einfach nur umsichtig? Hatte sie Angst vor Blut? Im Internet hätte ich einige Websites über Täterprofile konsultieren können, doch Moms Computer stand in ihrem Zimmer, und ich wollte derartige Nachforschungen nicht anstellen, wenn sie mir dabei ständig über die Schulter sah. Die Dämonin hinterließ so viele Hinweise. Ich musste nur herausfinden, was diese zu bedeuten hatten: etwa die Frage, warum sie ihre Opfer draußen zur Schau stellte und warum sie ihnen Pfähle in den Rücken stieß. Das waren Botschaften, die sie direkt an uns schickte. Genauer gesagt, sogar direkt an mich, war ich doch derjenige, den sie suchte. Was aber hatte das zu bedeuten? Ich beschäftigte mich schon seit Jahren mit Serienkillern, es war ein Hobby, das an Besessenheit grenzte, doch mein Wissen beschränkte sich größtenteils darauf, wer der jeweilige Killer war, wie er vorgegangen war und so weiter. Ich wusste, warum ein Killer tat, was er eben tat, aber dieses Wissen ergab sich erst nach den Taten. Dagegen hatte ich keine Ahnung, welche Schritte die Polizei unternommen hatte, um alle diese Informationen zu entschlüsseln. Ich musste gründlich nachforschen, und dazu brauchte ich das Internet oder die Bibliothek. Beides blieb mir bis zum Morgen verwehrt.

Ich leerte die Müslischale und blickte auf die Uhr: halb elf. Der Morgen war noch viele Stunden entfernt.

Es gab noch einen anderen Bereich, in dem ich der Polizei gegenüber einen eindeutigen Vorsprung hatte, und in dem Zusammenhang benötigte ich nicht ein-

mal die offiziellen Ermittlungen als Hilfe: die fehlenden Körperteile. Die meisten Serienkiller behielten Erinnerungsstücke an die Morde zurück – manchmal wollten sie die Taten noch einmal durchleben, manchmal aber aßen sie sie einfach nur auf. Bei Dämonen sah die Sache allerdings ganz anders aus. Mr Crowley, der Clayton-Killer, hatte seinen Opfern Körperteile gestohlen, um damit die eigenen hinfalligen Gliedmaßen und Organe zu ersetzen. Der Handlanger – die Handlangerin? – tat es möglicherweise aus dem gleichen Grund oder hatte ähnliche übernatürliche Motive. Was konnte man mit Händen anfangen? Oder mit Zungen? Was repräsentierten sie? Ich starrte meine eigenen Hände an und dachte angestrengt nach. Vielleicht eignete sich die Dämonin die Fingerabdrücke ihrer Opfer oder sogar deren Identität an. Es war schon schwierig genug, das Profil eines menschlichen Mörders zu erstellen, der sich an menschliche Regeln hielt. Bei einem Dämon, der bewusst gegen diese Regeln verstieß, brauchte ich mehr Informationen, ehe ich eine brauchbare Aussage machen konnte. Ich musste den Dämon bei seinen Taten beobachten.

Die beiden Dämonen, denen ich bislang begegnet war, hatten in ihrem Vorgehen wenig Ähnlichkeiten gezeigt. Sie hatten unterschiedliche Taten begangen, ein unterschiedliches Verhalten an den Tag gelegt und verschiedene Beweggründe gehabt – und doch hatten sie auch eine Gemeinsamkeit aufgewiesen. Forman hatte erklärt, Dämonen seien dadurch definiert, dass ihnen etwas fehle: ein Gesicht, ein eigenes Leben, ein Gefühl, eine Identität. Genau wie bei Serienkillern musste ich

ihre Handlungsweisen mit den Mängeln in Verbindung bringen, die sie zu jenen machten, die sie waren. Woran also mangelte es Niemand?

Das Telefon klingelte und durchbrach schrill und aufdringlich die Stille. Ich hob ab und warf einen Blick auf die Anzeige: Jensen. Und so ging ich durch den Flur zurück und brachte es Mom, die sich im Bad abschminkte. Wieder klingelte es.

»Officer Jensen«, sagte ich. »Wahrscheinlich hat es mit dem Fall zu tun.« Während ich ins Wohnzimmer zurückkehrte, nahm Mom den Anruf entgegen.

»Hallo? Oh!« Es klang überrascht. »Hallo, Marci, ich dachte, es sei dein Vater.«

Marci Jensen rief uns an? Marci war mit das heißeste Mädchen der ganzen Schule. Auch mein Freund Max, der mit einem Stuhlbein ausgegangen wäre, wenn es ihn nur eingeladen hätte, war unglücklich in sie verliebt. Ich hatte in meinem ganzen Leben höchstens dreimal mit ihr gesprochen. Warum rief sie uns abends um halb elf Uhr an?

»Kein Problem«, sagte Mom. »Wir sind beide noch wach. Er ist gleich nebenan, ich hole ihn.« Mit einem mütterlichen Lächeln, das mich fast zur Weißglut brachte, kam sie aus dem Bad und reichte mir das Telefon. »Für dich.«

Ich hob den Hörer ans Ohr. »Hallo?«

»Hallo, John, hier ist Marci Jensen.« Es klang ... verdammt, ich hatte keine Ahnung, wie es klang. In Gesichtern konnte ich hervorragend lesen, aber mit Stimmen war ich noch nie zurechtgekommen.

»Ja, ich hab's gesehen.« Dann schwieg ich. Was sollte ich auch sagen?

»Entschuldige, dass ich so spät noch störe, aber ich ... na ja, ich wollte eigentlich schon den ganzen Tag anrufen und habe es dann doch nicht getan.«

»Oh.« Was wollte sie bloß von mir?

»Nun ja, ich weiß nicht, ob ich das einfach so sagen darf, aber mein Dad hat mir von dir erzählt. Ich meine, über das, was du getan hast. Dass du alle diese Menschen gerettet hast.«

Um mich zu schützen, hatte die Polizei meine Beteiligung weitgehend verschwiegen. Deshalb war mein Name auch nicht in den Schlagzeilen aufgetaucht. Marcis Dad zählte zu den wenigen Menschen, die die ganze Geschichte kannten. Oder jedenfalls jene Teile der Geschichte, in denen keine Dämonen vorkamen. Er war als erster Beamter vor Ort gewesen, als wir aus Formans Folterhaus im Wald geflohen waren.

»Das war doch nichts weiter«, antwortete ich. »Ich meine, es war schon gut, dass sie alle gerettet wurden, aber im Grunde habe ich nicht viel dazu beigetragen. Oder vielmehr ... ich war nicht allein. Brooke war auch da und hat geholfen, die Frauen nach draußen zu bringen.«

»Yeaaaaaah«, machte Marci. Sie dehnte das Wort ein paar Sekunden lang. Dann zögerte sie und sprach schließlich weiter. »Ich habe gehört, dass ihr zwei nicht mehr miteinander ausgeht.«

»Nein«, bestätigte ich ein wenig überrascht. Wollte sie tatsächlich *darauf* hinaus? »Wir haben seit zwei Monaten nichts mehr zusammen unternommen.«

»Ach, hätte ich das nur früher gewusst!«, sagte sie. »Wenn du nämlich mit niemandem sonst ausgehst, könnten wir vielleicht mal was machen.«

»Ich ...« War das einfach nur eine Feststellung oder eine Einladung? Wollte sie ein Date mit mir, oder sollte ich sie jetzt fragen? Ich hatte keine Ahnung. »Ja, das wäre sicher nett«, murmelte ich nach einer Pause schließlich.

»Super«, antwortete sie. »Diese Woche bin ich mächtig eingespannt, aber wie wäre es mit heute in einer Woche? Am Montagnachmittag?«

Ich malte mir kurz aus, wie Marci wohl aussah, wenn sie mächtig eingespannt war, und schob den Gedanken sofort wieder weg. So etwas durfte ich nicht denken. »Ja, das müsste ... ich glaube ...«

»Super«, sagte sie noch einmal. »Wir könnten zum See fahren. Du hast doch ein Fahrrad, oder?«

»Ja.«

»Schön. Holst du mich bei mir zu Hause ab? Ich wohne in der Nähe der Abzweigung, und wir könnten von da aus zusammen weiterfahren.«

»Klar«, willigte ich ein.

»Um drei?«

»Klar.«

»Klasse«, sagte sie. »Ich bin froh, dass ich endlich angerufen habe.«

»Ich ... ja, ich auch.«

»Also, wir sehen uns dann. Mach's gut.«

»Bis dann.«

Sie legte auf, und ich stellte das Telefon weg. Mom stand in der Tür und beobachtete mich. Sie drängte mich immer wieder, öfter unter Leute zu gehen, und zugleich schien sie Angst davor zu haben, was ich dabei anstellen könnte.

»Hast du jetzt etwa ein Date?«

»Sieht so aus.«

Sie starrte mich noch einen Moment lang an, dann nickte sie und kehrte ins Bad zurück. »Sei vorsichtig!«, rief sie herüber. »Und achte bloß darauf, dass du alle deine Regeln einhältst.«

Mit gerunzelter Stirn schob ich mir einen Löffel Müsli in den Mund. Warum wollte sich Marci mit mir verabreden? Es war kein besonders günstiger Zeitpunkt, denn ich musste einen Dämon fangen und konnte keine Komplikationen gebrauchen. Andererseits war es irgendwie auch witzig. Mittlerweile gab es schon zwei Menschen in der Stadt, die mich töten wollten – den Handlanger und Max, sobald er erführe, dass ich ein Date mit Marci hatte. Ich musste lachen. Es klang dünn und hohl.

Die Jagd konnte beginnen.